Stelldichein

Autor(en): **Breisch, Hermine**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 35

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-642997

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

nicht mehr Gewächs wie früher, seit man mit den Sensen in den Kornfeldern herumsäbelt."

„O, das kann ja auf beide Arten gut kommen", warf Mädeli ein.

„Eben nicht, du bist jung und verstehst das noch nicht. Seit so viele Frauen die Sichel aus den Händen lassen, werden sie gar nicht mehr ästimiert wie früher. Geh' einmal hinaus etwa in die Gegend von Hindelbank, wo die neue Mode aufgekommen ist, schau, wie sie dort ernten: Die Männer stracks und gradauf, das Weibervolk muß nachlegen. Das macht den Sürmeln große Köpfe. Die Nahrung für das Unvernünftigste mag man mähen, mit der Sense; aber für die Frucht, aus der unser täglich Brot gemacht wird, schickt sich das nicht. Darum hat meine Mutter das Sprichwort gehabt:

„Korn mähen,
Brot bähen,
Haar pflanzen,
Muß in der Höll' tanzen!"

„Haar pflanzen", bei diesen Worten blickte Züsi scharf auf Mädelis dicke Zöpfe, die sich über die hohe, schmale Stirn wanden, aber diese hellgoldene Fülle war ohne verwerfliche Künste gewachsen.

Einem Scholastiker zum Trotze führte sodann die Webersfrau für ihre Behauptung einen vielfältig belegten Beweis an. Aus der Natur: wie nach dem Neumond, der meistens das gute Erntewetter bringe, am Abendhimmel, den Menschen zum Vorbild, eine Sichel stehe und nicht eine Sense. Aus der Schrift: wie auf dem Felde des Boas zweifellos keine Sense geduldet worden wäre. Des weitern: wie an einem Ort geschrieben stehe, man werde dereinst aus Spießen Sicheln machen. „Sicheln heißt es, und nicht Sensen", betonte Züsi nachdrücklich und spießte gleichzeitig ein Küchli an die Gabel.

Mädeli hörte geduldig zu. Es sagte sich mit seinem geraden Verstand: Segen empfangen, Frieden haben, recht sein und demütig bleiben, all das kann doch nicht davon abhangen, ob man eine Sichel oder eine Sense braucht.

Insoweit irrte es sich, als es die ganze Rede nur als kuriosen persönlichen Einfall der Meisterin betrachtete, und nicht wußte, daß sie von einer Streitfrage sprach, die damals sogar zu gelehrten Abhandlungen Anlaß geboten hatte.

Jedenfalls hielt sich Mädeli klüglich stille; denn die Küchlein waren gut, und es wollte nicht durch Widerspruch bewirken, daß ihm die Platte nicht mehr zugeschoben werde.

Nach der Mahlzeit kramte Züsi im Nebenstübli ein Wandschäftli aus; offenbar fahndete es nach Schätzen, die Benz insgeheim aufbewahren mochte.

So saß die Schnitterin allein auf dem Fensterbänklein und spähte träumerisch durch die runden Scheiben nach dem Brunnentröglein, auf dessen Rand Vögelchen herumhüpften, nach dem treppenartigen Pfad, der den stillen Rain hinunter zu der Talstraße führte.

Endlich gab es eine Unterhaltung. Die Stäpflein herauf schritt ein Mann; von weitem schon war bestimmt zu erkennen, daß es nicht der Hausmeister sei; denn der da nahte, fiel durch hohen Wuchs und jugendlich kraftvolle Haltung auf; sein Gang schien federleicht, obwohl er ein ziemlich umfangreiches Bündel trug.

„Es kommt jemand", rief Mädeli. Einige Sekunden war's, als ob sich ein Wirbelwind erhöbe. Wild zerrte der Spitz an seinem Kettlein; pfeilschnell schoß die Webersfrau aus der Stube. Unter dem rußgeschwärzten Halbbogen der Haustüre blieb sie stehen, preßte beide Hände gegen die Herzgegend, rang nach Atem und stöhnte: „Mein Gott, mein Gott... träume ich?... erscheint mir etwas?... ist, ist er's?... Kari, Kari, mein Kareli!"

In der Stube äußerte die Mutter ihre Lebhaftigkeit durch ein eifriges Fragen: „Ist's möglich, daß du den Heimweg gefunden hast? Alles hat mir gesagt, du kommst allweg nie wieder."

Nun blickte der Junge ganz erstaunt von seinem Küchliteller auf: „Man muß eben den Leuten nicht alles glauben; als ich damals in der Täubi fortlief, zog es mich gleich ein Stück weit, zuerst ins Baselbiet und dann ins Elsaß hinaus, und dort bin ich fünf Jahre lang bei dem gleichen Meister Karrer gewesen."

„O, wenn's nur rechte Leute gewesen sind! Was haben sie dort für einen Glauben?"

„Rechte Leute sind's. Wüthrich heißen sie und sagen, sie seien eigentlich in Trub daheim."

„Was du nicht sagst! Jetzt wohlet's mir!"

Kari erzählte ruhig weiter: „Stille, christliche Leute sind es; ich habe nie gehört, daß sie ein Unartwörtlein gehabt hätten. In mancher Sache waren sie ein wenig übertrieben, und wenn einem ein Flüchlein entwischte, so machte die Meisterin eine Gränne, wie wenn sie von einer Wespe gestochen worden wäre."

Ob dieser Aussage mußte Mädeli lachen, und als der heimgekehrte Sohn dieses glockenhelle Klingen hörte, sah er auf, und geraume Zeit blieb sein Blick auf dem schmalen, feinen Antlitz des fremden Mädchens ruhen.

(Fortsetzung folgt.)

Stelldichein.

Komm! komm, da noch Rosen blühn
Draußen am Hag!
Komm, eh die Nebel ziehn
Ueber den Tag!
Noch ist so lau die Luft,
Horch, auch die Amsel ruft! —
Komm, weil noch Rosen blühn
Draußen am Hag! —

Bald — bald werden Stürme wehn
Ueber das Tal!
Und unsre Wälder stehn
traurig und kahl,
Und unsre Rosen sind welk und verblüht,
und unser Leben ist matt und verglüht —
— Und rauhe Stürme wehn
Ueber das Tal. —

Komm, laß uns wiedersehn!
Bald sinkt der Tag. —
Dort, wo noch Rosen stehn
Draußen am Hag
Klingt ein urewig Lied
Wie Lenz und Liebe flieht! —
Dort laß uns wiedersehn,
Draußen am Hag! —

Hermine Breisch.